

verschiedenen Kapiteln anschaulich auf. Es geht um verbale und nonverbale Kommunikation im Gottesdienst, um die Besonderheiten der Körpersprache und die historischen Gründe für ihre Vernachlässigung. Detailliert werden einzelne nonvokale Signale im Gottesdienst erörtert: Gesichtsausdruck, Blick, Gesten und Körperbewegung, Körperhaltung, Körperkontakt oder -berührung (Tast-sinn), räumliches Verhalten, Kleidung und andere Aspekte der äußeren Erscheinung, Geruchs- und Geschmackssignale. Dann folgen vokale Signale: Stimme, Musik, andere Laute und Geräusche. Als

besondere nonverbale Signalkomplexe im Gottesdienst werden Tanz und Verkündigungsspiel erörtert. Hilfreich sind die Ausführungen zu den verschiedenen Rollen im Gottesdienst.

Vieles von dem, was sachkundig vorgestellt und erläutert wird, soll dazu dienen, diese – im katholischen Gottesdienst immer noch (?) geläufigen – Elemente evangelischen Gottesdienstleiter/innen »schmackhaft« zu machen. Auch Katholiken lesen dieses Buch mit Gewinn. Rezensent verhehlt nicht, daß ihn das konsequent gebrauchte »Binnen-I« irritiert. Kurt Küppers, Augsburg

Ethik

Wuketits, Franz M.: Warum uns das Böse fasziniert. Die Natur des Bösen und die Illusion der Moral. Stuttgart: Hirzel Verlag 1999, 275 S., ISBN 3-7776-0938-2, DM 38,00.

»Ich verstehe unter Moral generell die Summe der Regeln oder Normen, die von den Individuen einer Gesellschaft zu befolgen sind, damit diese funktionsfähig bleibt und überleben kann.« (8) Vor dem Hintergrund der Evolutionstheorie von Charles Darwin, die der Vf. als unumstößlichen Ausgangspunkt seiner Ausführungen betrachtet, erscheint der pragmatische Ausgangspunkt der Moral als »Naturgesetz«, dessen Hinterfragung einer Leugnung unserer Geschichte gleichkommen würde.

Der Vf. anerkennt, dass die Menschen die einzigen (uns bekannten) Lebewesen sind, die zwischen »gut« und »böse« unterscheiden können. Im Unterschied zum christlichen Moralverständnis gibt der Vf. jedoch zu erkennen, dass die Moral (Normen, Werte, Gewissen etc.) sich erst in der Geschichte herausgebildet hat (»unser moralisches bzw. unmoralisches Verhalten ist nichts weiter als die ›Verlängerung‹ und ›Verfeinerung‹ uralter, in der Stammesgeschichte entstandener Verhaltensweisen, die ursprünglich nichts mit moralischen Kategorien zu tun hatten« [88]).

Den zentralen Antrieb des Menschen sieht der Vf. im Egoismus begründet, ohne den die Menschheit in ihrer stammesgeschichtlichen Entwicklung nicht überlebt hätte. Dieser Egoismus, der sich bei Tieren instinktmäßig ausdrückt und auch im Menschen tief verwurzelt ist, ist durch die Herausbildung von moralischen Maßstäben in gewisse Bahnen gelenkt worden. Für den Vf. steht unumstößlich fest, dass es die längste Zeit in der Evolution kein Gewissen gegeben hat, keine Tugenden und keine Zehn Gebote. Da die Relativität von gut und böse sich nach Ansicht des Vf. evolutionsbiologisch belegen läßt, erscheint nicht nur das Gute,

sondern auch das Böse als (pragmatische) Notwendigkeit: »Die Abwesenheit oder die Nicht-Existenz des Bösen gäbe dem Menschen gar keinen Grund, gut sein zu wollen. Sein Wille zum Guten – was auch immer konkret darunter verstanden wird – beburdet den Menschen nicht nur mit dem ständigen Kampf gegen das Böse, sondern veranlaßt ihn auch dazu, das Böse zu pflegen, damit sich dieser Kampf nicht im luftleeren Raum abspielt. Der Mensch scheint also des Bösen dringend zu bedürfen, es liefert ihm die Motivation für seine Moral- und Rechtssysteme.« (41)

So ist beispielsweise die Existenz der Lüge eine Notwendigkeit, wengleich der Vf. eingesteht, dass eine Gesellschaft, in der Trittbrettfahrer überhandnehmen, in ihrem Bestand gefährdet ist: »Der Betrug zahlt sich also nur aus, wenn ihn bloß wenige begehen.« (62) Vor der evolutionsbiologischen »Tatsache«, dass »wir Menschen modifizierte Affen sind und nicht das bevorzugte Geschöpf eines gütigen Gottes« (115), ist die heutige Gesellschaft aufgerufen, ihre »animalische Natur« in den Mittelpunkt ihrer Forschung zu rücken und notwendige Konsequenzen daraus zu ziehen.

Aufgrund seines evolutionsbiologistischen Weltbildes warnt der Vf. vor »Moralaposteln«, die das »Gute« predigen, aber in Wirklichkeit nur den lebensnotwendigen Egoismus des Menschen überdecken wollen. Zu den Moralisten zählt der Vf. in gleicher Weise das von der Aufklärung propagierte Ideal der Brüderlichkeit, wie die Moralvorstellungen der katholischen Kirche. Den Grund, warum auch Egoisten hilfsbereit sind, führt der Vf. im letzten immer auf egoistische Motive zurück, weswegen der Hilfsbereite, der Freundliche etc. nur ein Täuschungsmanöver vornimmt, da er nicht anders kann, als seinen Vorteil zu suchen. Mit zahlreichen Beispielen verdeutlicht der Vf., dass die Menschen das Böse unbedingt »brauchen« und auch suchen (Boxwettkämpfe, Gewalt im Fernsehen etc.).

Der Vf. versucht mit seinen Ausführungen, den

evolutionsbiologischen Ansatz konsequent vorzutragen, doch lässt er entscheidende Fragen, die den evolutionstheoretischen Ansatz relativieren würden, erst gar nicht aufkommen. So thematisiert er an keiner Stelle die Frage, *wie* es in der Evolution zur Entstehung des Menschen – im Unterschied zum Tier – kommen konnte. Es muß bedenklich stimmen, dass die Evolutionstheoretiker bei dieser Frage – im Vergleich zu den Ausführungen von Darwin – scheinbar keinen Schritt weitergekommen sind. Den Vf. verbindet mit dem australischen Moralphilosophen Peter Singer ein »methodischer Atheismus«, doch ist letzterer in seinen Ausführungen konsequenter, wenn er die Evolutionstheorie nicht als unfehlbares Dogma, sondern als Weltanschauung betrachtet.

In seiner vordergründig so einleuchtenden und mit Beispielen belegenden Form bleiben letztlich jedoch zahlreiche Aspekte bei Wuketits im Unklaren: Mit seiner Abneigung gegenüber jeglichen Idealen, Tugenden etc. (Wuketits: »Plädoyer für eine illusionslose Ethik«) reduziert er zum einen die Anthropologie im wesentlichen auf die Frage »wie der Mensch *ist*«. (238) Wenn er nachfolgend zum anderen ausführt, dass »wir mit einer begrenzten Moralfähigkeit rechnen« (238) müssen, die von einer Vielzahl von Faktoren (die nach dem Vf. nur evolutionsbiologischer Natur sein können) beeinflusst wird, so verflüchtigt sich diese »Moralfähigkeit« zu einer reinen Situationsethik, deren oberster Grundsatz immer der Egoismus ist.

Aufgrund seines methodischen Monismus baut der Vf. eine künstliche Barriere auf, wenn er einerseits dafür plädiert, dass wir uns nach Kräften bemühen müssen, die Bereitschaft zur Kooperation und die Freude am sozialen Leben durch Erziehung, Tradition und Kultur zu stärken (240), andererseits jedoch »abstrakte Normen, Gebote und Verbote« (240) strikt ablehnt. Jeder seriöse Pädagoge weiss jedoch, dass Erziehung, Tradition, Kultur etc. nicht ohne Normen und Ge-/Verbote auskommen können, deren »Abstraktheit« sich keineswegs einhellig bestimmen lässt.

Dem Vf. ist zuzustimmen, wenn er vor moralistischen Auswüchsen warnt, die in der Geschichte viel Unheil angerichtet haben (»Heiliger Krieg« etc.), doch ist sein gewähltes Beispiel der »Clinton-Affäre« wohl kaum ein Beleg dafür, dass die USA ein »sittenstrenges Land« sind – wie der Vf. meint –, sondern die Affäre ist im wesentlichen ein Ausdruck der Macht und »Moral« der Medien.

Wenn der Vf. darauf verweist, dass der Börsenspekulant in unserer Zeit sich in vergleichbarer Weise über einen fetten Gewinn freut wie der steinzeitliche Jäger über die Erlegung eines großen Tie-

res, so ist dieser durchaus nachvollziehbare Vergleich eher ein Beleg *für* die Übereinstimmung grundlegender Verhaltensweisen, wobei sowohl die Tat des Erwerbens von Gewinn als auch des Erbeutens eines Tieres für sich genommen nicht moralisch qualifiziert werden kann, sondern hier entscheiden die Umstände über die Moralität der jeweiligen Handlung.

Es ist ein besonderes Anliegen des Vf., zu betonen, dass sich Moral lediglich in Spielregeln ausdrücken lässt, dass Gut und Böse lediglich Erfindungen des Menschen sind (208) und dass es keine absolut gültigen Normen gibt. Doch wie will der Vf. dann die von ihm häufig angesprochene *absolute* Verwerflichkeit des Handelns Hitlers begründen? (»Die Sünden eines Adolf Hitler sind unverzeihlich und können daher nicht vergeben werden.« [235]). Der Vf. betont zwar die Anwesenheit des Bösen in der Welt, bietet zahlreiche Beispiele hierfür und weiss durchaus realitätsnah darauf hin, dass wir keinen Grund für die Annahme haben sollten, »dass es so etwas wie eine Entwicklung zum Guten gibt« (213), doch solange er Gut und Böse als Artefakte des Menschen betrachtet, die also vom Menschen selbst geschaffen worden sind und somit lediglich als ein Glied in der Kette der Evolution aufgefasst werden müssen, bleibt er eine Begründung schuldig, weshalb das Verhalten bestimmter Menschen »unverzeihlich« ist.

Wuketits leugnet aber nicht nur die Existenz des Bösen im objektiven Sinne, sondern er kann uns auch keine *hinreichende* Antwort auf die Frage »Warum uns das Böse fasziniert« (den Titel seines Buches aufgreifend) geben, denn wenn Gut und Böse lediglich Erfindungen des Menschen sind, ist die Menschenfreundlichkeit des Egoisten grundsätzlich kein Thema der Moral, sondern – mit Wuketits konsequent zu Ende gedacht – eine durch die Evolution determinierte Handlung.

Dort, wo das Christentum bzw. die Religion zurückgedrängt wird, treten alsbald »Ersatzreligionen« (Sekten, Esoterik, Satanskulte, Konsumismus etc.) auf. Der »Glaube« von Wuketits ist *allein* der Glaube an die Evolutionstheorie, womit auch diese für den Vf. die Form einer »Ersatzreligion« annimmt. Doch kann diese säkulare Form von Glauben etwa Hoffnung oder gar Liebe begründen? Wohl kaum. Die Aussage, dass der Mensch »unheilbar religiös« ist, sollte Wuketits zu denken geben. Die theologischen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe stehen keineswegs im Rahmen einer »illusionären Ethik« (Wuketits), sondern im Schnittpunkt von Philosophie und Theologie, womit wir allemal der Wirklichkeit näherkommen. Clemens Breuer, Augsburg